



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Sterbekerze.

Der Hausmeister, dem der Graf all das Seine übergeben hatte, hieß Golo. Er war ein feiner, wohlgebildeter Mann und wußte durch sein glattes Auftreten fast jedermann für sich einzunehmen. Doch er war ein Mann ohne Gottesfurcht und Gewissen und suchte bei allem nur seine Ehre und zeitlichen Vorteil. Gleich nach der Abreise des Grafen fing er an, den Herrn und Gebieter zu spielen; er kleidete sich prächtiger als der Graf, gab viele Festlichkeiten und verschwendete so die Güter seines Herrn. Gegen die alten, treuen Diener des Grafen benahm er sich äußerst hochmütig, zog ihnen von ihrem Lohne ab und gönnte keinem Armen einen Bissen Brot. Nur gegen Genovefa zeigte er anfangs die tiefste Ehrerbietigkeit; diese aber begegnete ihm mit Ernst und Würde und erinnerte ihn mit gemessenen Worten an seine Pflicht. Anfangs schien er ihr zu gehorchen und suchte sein verkehrtes Treiben ihren Augen möglichst zu verheimlichen, dann aber wurde er immer kühner und zuletzt so unverschämt und frech, daß er ihr die schändlichsten Anträge machte. Genovefa wies ihn natürlich mit dem Abscheu zurück, den er verdiente, doch nun fing er an, sie grimmig zu hassen und beschloß, sie zu verderben.

Die Gräfin, die nichts Gutes ahnte, schrieb an ihren Gemahl einen Brief, schilderte darin den Golo ganz der Wahrheit gemäß und schloß mit der dringenden Bitte, diesen gefährlichen Menschen zu entfernen. Der Küchenmeister, Drago, mit Namen, ein treuer, redlicher Mann, übernahm es, den Brief seiner Herrin durch einen eigenen vertrauten Boten dem Grafen heimlich zu überbringen. Doch dem listigen Golo war dies nicht verborgen geblieben. In dem Augenblick, da Genovefa dem Drago auf ihrem Zimmer den Brief übergab, stürzte Golo mit gezücktem Schwerte herein, stieß den unschuldigen Drago vor ihren Augen nieder und erhob ein fürchterliches Geschrei. Alles im Schlosse lief eilends zusammen, sah die Gräfin entsetzt und sprachlos vor Schrecken in einen Sessel gesunken und den armen Drago in seinem Blute vor ihren Füßen liegend. Golo aber brachte nun gegen die schuldlose Gräfin solch abscheuliche Lügen vor, daß alle Anwesenden darüber tief erröteten. Hierauf schickte er einen Boten mit einem lügenhaften, verläumderischen Brief an den Grafen ab, worin er Genovefa, die beste aller Frauen, als ein treuloses, ehrvergeßenes Weib anklopfte, und ließ sie dann in den tiefsten Turm des Schlosses werfen.

Golo kannte die Gemütsart seines Herrn. Der Graf war edelgesinnt, gerecht und großmütig, doch empfindlich und eifersüchtig und von schnell aufbrausendem Zorn. Eine einzig unberrschte Reizung, jagte sich der Bösewicht, genügt, den sonst besten Menschen zu verderben. Golo rechnete sicher darauf, der Graf werde im ersten Anfälle seines maßlosen Zorns den Befehl erteilen, seine Gattin hinzurichten.

4. Kapitel.

Genovefa im Gefängnisse.

Der Turm, der als Gefängnis für die Uebeltäter diente, war der fürchterlichste unter allen im Schlosse. Genovefa hatte früher nie ohne geheimen Schauer und ohne herzliches Mitleid mit den armen Gefangenen daran vorübergehen können, und nun lag sie selbst zu unterst in dem Turme! Ihr Gefängnis war fast, dumpf und unbeimlich wie ein Lotengewölbe. Der Boden war mit Ziegelsteinen gepflastert, und das kümmerliche Tageslicht, das durch ein kleines, schwarzes Eisengitter hereinkam, diente nur dazu, die Schrecknisse dieses Ortes sichtbar zu machen. Hier saß nun die edle Gräfin,

zitternd vor Angst und Schrecken, auf einem Lager von Stroh. Neben ihr stand ein irdenes Krüglein mit Wasser, und daneben lag als einzige Nahrung ein Stücklein schwarzes Brot.

Als sich Genovefa von ihrer Betäubung etwas erholt hatte, faltete sie ihre Hände, erhob die Augen zum Himmel und betete unter Tränen: „O du guter Vater im Himmel oben, siehe, hier liege ich tief unter der Erde und blicke zu dir auf. Ich bin jetzt ganz verlassen und habe niemand mehr als dich. Kein mitleidiges Auge sieht meinen Jammer, und meine Stimme erreicht keines Menschen Ohr; doch du, o Herr, siehest meine Tränen und hörst meine Seufzer. Vater und Mutter wissen nichts von mir, und mein Gemahl ist weit von mir entfernt, doch du bist auch hier an diesem dunkeln Ort, und dein starker Arm ist nicht verkürzt. Drum erbarme dich mein, o bester Vater!“

„O wie glücklich sind doch die ärmsten Menschen im Vergleiche zu mir! Sie sehen doch noch den schönen, blauen Himmel und die lieblichen grünen Wiesen, mir aber ist sogar die Sonne genommen, die doch allen leuchtet. Doch nein, ich darf nicht also reden, denn du, o Gott, du bist nun meine wahre Sonne. O gedente mein, und laß es wieder helle werden in meiner Seele!“

Sehr oft kamen Genovefa die Worte des ehrwürdigen Bischofs Hilbolds in den Sinn. „Das also,“ rief sie jammernd aus, „ist das Glück, das du mir verhießest, frommer Mann? Hinter einer Pforte von Blumen wartete meiner dieser dunkle Kerker! Doch, du sprachest von einem Glücke nicht nach Menschenart, und ich weiß, daß Gott die Leiden nur aus Liebe sendet. Unter deinen Prüfungen, o Herr, ist lauter Glück und Segen verborgen, sowie manche bittere Frucht einen gar süßen Kern in sich schließt. So will ich denn diese Leiden getroßt aus deiner Vaterhand annehmen! Mache mit mir, was du willst, nur gib mir deine Gnade!“

Nachdem Genovefa so gebetet hatte, empfand sie großen Trost. Es war ihr nicht anders, als sagte eine Stimme in ihrem Innersten: „Sei guten Mutes, Genovefa! Du mußt zwar noch vieles leiden, doch aus all deinen Leiden errettet dich der Herr. Jetzt bist du eine Uebeltäterin in den Augen der Menschen, doch eines Tages wird deine Unschuld heller glänzen, als die Sonne!“ — Hierauf fiel sie in einen erquickenden Schlummer.

Die Sterbekerze.

Wenn der Tod ein müdes Auge bricht
Und sich treue Augen still besuchten,
Fängt die Sterbekerze an zu leuchten;
Denn sie scheint dem Tod ins Angesicht.

Sterbend schaut das Aug' in diesem Dicht
Was er nie zuvor so klar gesehen.
Bunte Bilder, dunkle Schatten stehen
Vor dem Licht und halten schon Gericht. —

Ruhig liegt sie noch und leuchtet nicht.
Sterbekerze, wirst dich bald entzünden!
Mögest Freude mir und Frieden künden,
Wenn im Tod mein müdes Auge bricht! —

Wilhelm Ebelmann.

Maria hat geholfen.

Mariannahill, 20. Oktober 1912. — Eine unserer Missionschwester hatte im Oberkieser eine eiternde